

(Nachdruck verboten.)

4]

## Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Döbl.

Die Bäuerin deutete auf den Torweg, durch den der Erwartete eben schritt, und sprach: „Wann man vom Has schwächt, kommt er aus der Ged.“

Darauf ging sie ins Haus, die kostbaren Oberröcke abzulegen. Der Karges aber trat in den Gemüsegarten, der sich unmittelbar an die Hofreite schloß. Dorthin folgte ihm der Hannpeter. Der warf als ein Mann, der vom Gemüsebau etwas verstand, im Vorbeigehen auf die Beete einen prüfenden Blick.

„Gu Morje, Karges.“

„Groß Dank!“

„Du hast ja Deine Bohnen noch net gehacht.“

„Ich sein noch net dezu gekommen.“

„Alleweil wird's Zeit.“

„Ja, ja.“

Der Allendörfer brannte darauf, zu erfahren, was der Hannpeter als Freiersmann ausgerichtet hatte. Diesem eilte es offenbar nicht mit seinem Bericht, denn er erzählte ein langes und breites von seinem Gemüsegarten und kam dann wieder auf die Bohnen, denen die Schnecken in diesem Jahr großen Schaden taten, wogegen er Gerstengrannen empfahl. Endlich sagte er, den Gegenstand verlassend: „Ich sein auch gest beim Verz gewest.“

„No?“ fragte der Karges mit sichtbarer Spannung.

Der Freiersmann zuckte die Achseln.

„'s paßt ihm net.“

Der Allendörfer hatte im voraus gewußt, daß die Werbung auf Schwierigkeiten stoßen werde, die kurze Ablehnung aber traf ihn wie ein kalter Wasserstrahl. Sein Quentchen Hoffnung war in den Brunnen gefallen. Als ihm der Hannpeter nun darlegte, weshalb der Dohheimer einer Heirat des Maß und der Mariann widerstrebe, erklärte er resigniert: „Ich sehn's ein, ich und der Verz, wir rupfen am besten keine Rüben miteinander. Außerdem mag er mich verflabstern, soviel er will. Wann ich nur vor mir selbst bestehn, dernach besteh ich auch vor der Welt. Der Verz tut so dick. Ich möcht wissen, warum? Ge hat sich auf die Viehzucht gelegt und hat Glück. Das is alles. Sonst is he ein Sach und gönnt keinem das Aug im Kopp. Da sein ich anders drin.“

Er schneuzte sich und sprach weiter: „Das sein jetzt zwei Jahr her, daß der Walzeheinrich von Krainfeld bei mich kommen is und gesagt hat: „Karges, so kann's net mehr weiter gehen. Wir Bauern werden von oben herunter schlecht behandelt, und dadran sein wir selber schuld. Guß Dich emal in den Ortschaften um. Da is nix wie Rank und Streit. Jeder weiß genau, wo der Schuh ihn drückt, und denkt: laß die anderen verspielen, wann Du nur aufrecht stehen bleibst. Auf die Art gehen wir alle kapores. 's is die höchste Zeit, daß wir uns zusammentun. Vormalig sein die Bauern mit Senzen und Haden ausgezogen, daß sie ihr Recht fragen, alleweil haben sie die Stimmzettel in der Hand. 's wird net eher besser, als bis un' Leut im Landtag und im Reichstag sitzen. Dessenwegen hab ich mir aussimeliert, daß wir ein Bauernverein gründen. Eh frag ich Dich: machst Du mit?“ „Ja“, sagt ich, „ich mach mit.“ Guß, was der Walzeheinrich verwägen wollt, das hatt' ich schon lang im Sinn. So sein ich in die Voledia\*) kommen. 's is ja richtig, daß ich meine Sach oft fremden Leut überlassen muß, dann niemand kann zwei Herrn dienen. Ich hab mir's aber emal in den Kopp gesetzt, daß ich für den Bauernstand was tun. Und dadevon bringst mich keins mehr ab.“

„Ja, Karges“, sagte der Hannpeter, „von Voledia verstehn ich nix. Wann's zum Klappen kommt, mach ich's wie die Schaf. Da läuft eins dem andern nach. Eh wollen wir emal von der Treit schwätzen. Du schmeißt die Flint gleich ins Korn, ich net. Wie der Verz gest so verschmähsam tat,

hab ich gedenkt: alleweil verschwendst Du kein Wort mehr in dere Angelegenheit, aber ehnder Du gehst, seht Du dem Hochseicher ein Floh ins Ohr. Und da verzähl ich, was im Dorf so geredt wird: daß die Mariann und dem Kalmud sein Fried einig wären.“

„'s is net möglich!“ warf der Allendörfer baß erstaunt dazwischen.

„Jawohl is es möglich. Das spielt schon lang. No hat der Verz ein Gesicht gemacht wie die Kat, wann's donnert. Natürlich hat er's abgestritten. Ich sein Dir aber gut dafür, es wird er die Angst net los, daß die Mariann sich mit dem Fried verschandlappen tut. So junge Leut nehmen sich net in acht. Verwischt er sie, dernach kommt er uns ganz von selbst. Dann außer dem Maß wüßt ich kein vermögenden Bursch im Ort, der bei das Mädchen paßt.“

Der Allendörfer, der den Heiratsplan bereits als abgetan betrachtet hatte, erwärmte sich wieder dafür. Zwar dürfe er sich nichts vergeben, meinte er, und müsse im Hintertreffen bleiben, doch lasse er dem Hannpeter freie Hand. Der solle nicht umsonst ins Geschirr gehen, ein Sad Mehl sei ihm sicher.

„Dadrum geht mir's net“, versicherte der Freiersmann und setzte mit Würde hinzu: „Ich sein gewiß kein Muder, aber wie ich den Maß über die Lauf gehalten hab, hat der Barrer Köhler gesprochen: „Du sollst Dich dieses Kindes annehmen und sollst sein Bürge und Vertreter sein.“ Was ein richtiger Petteer“) is, der vergißt das net.“

„Freilich, freilich“, stimmte der Allendörfer bei und dachte bei sich: dem geht das Maul wie geschmiert.

Der Hannpeter kratzte sich den Hinterkopf.

„Ich will hau dem Maß emal schreiben. Ge muß zum Kriegerfest kommen. 's müßt doch mit dem Deibel zugehn, wann ich ihn net mit dem Mädchen zusammenbrächt.“

4.

Die Hütte der Horlig lag abseits vom Dorf am Kesselacker. Der Name des Feldes hatte seine besondere Bedeutung. Vor vielen Jahren sah hier ein armer Bauer ein „Geldfeuerchen“ brennen. Rasch holte er seine Frau herbei, und beide machten sich daran, ein tiefes Loch in den Boden zu graben. Endlich stießen sie auf was Festes. Der Mann setzte die Rodhacke an und zog, und seine Frau half ihm aus Leibeskräften, denn sie hatte den Henkel eines großen Kessels gefaßt, der mit Geld gefüllt sein mußte. Während sie sich abstrapazierten, daß ihnen die dicken Schweißtropfen übers Gesicht liefen, kam ein dreibeiniges Muttertschwein auf sie zu. Darauf saß ein unheimlicher Kerl. Der schrie mit Donnerstimme: „Ist der Henwagen vorüber?“ Der Bauer und sein Weib waren hibchenmäuschenstill. Wie sie sich nun auch mühten, sie brachten den Groppen nicht in die Höhe. Verärgert und hundsmüde fuhr der Mann seine bessere Hälfte an: „Dies, zieh!“ Bums! tat's einen Schlag, und der Kessel sank in die Tiefe. Die guten Leutchen gingen betäubten Herzens heim, so arm wie sie gekommen waren. Die Horlig, die voll Aberglauben stak, behauptete, sie habe, während sie guter Hoffnung war, auf dem Kesselacker einen Feuerklumpen erblickt. Der sei jedoch im Handumdrehen wieder verschwunden gewesen. Sie schloß daraus, daß ihr Kind dereinst bestimmt sei, den Schatz zu heben. Zuweilen stand sie nächstens auf, nach dem Geldfeuerchen auszufräuen. Als ihr Dub nun verständlich geworden war, erzählte sie ihm die Geschichte und legte ihm allen Ernstes ans Herz, abends die Augen offen zu halten. Der Fried aber erklärte, das Geld im Kessel würde ihm gar nichts helfen, weil der Teufel den Schlüssel dazu habe. Und mit dem Leibhaften wolle er keine Bekanntschaft machen. Die Horlig stutzte. So gewichtige Gründe mußte sie gelten lassen. Dessenungeachtet trug sie in ihrer Kernlichkeit stets nach Glücksgütern Verlangen. Diese begehrte sie einmal für sich, dann für ihren Sohn, den sie gern vermögend und unabhängig gesehen hätte. Die Gefühle der Mutterliebe, durch Kummer und Not zurückgedrängt, waren erst allmählich bei ihr zum Durchbruch gekommen. Als der Kalmud nach der Geburt des Kindes keine Lust begeigte, sich unter das Joch der Ehe zu beugen, war sie dem armen Bürrnchen

\*) Politif.

\*) Pate.

gram, ja sie verwünschte es. Trotz der schlechten Behandlung, die ihm widerfuhr, betrug der Kleine sich musterhaft. Für jeden Muffel, den die Mutter ihm gab, hatte er ein dankbares Näckeln. Stundenlang lag er in seinem Bettchen allein und mußte sich nicht. Eines Tages erschien die dicke Seibertin von Kennerod und sprach, ihre Ehe sei nicht mit Kindern gesegnet, darum erbiete sie sich, den Fried an Kindes Statt anzunehmen, er solle es gut haben bei ihr. Da stieg der Horlig die Schamröte ins Gesicht, und sie wies die Seibertin ab. Von Stund an ließ sie ihrem Buben eine bessere Pflege angedeihen. Ihrem Charakter gemäß hätte sie am liebsten gleich dafür Gottes Lohn eingeheimt. In der Tat führte der Kalmud sie bald darauf zum Altar. Ihre Hoffnung aber, daß dieser als Ehemann jetzt ein anderes Leben beginnen werde, wurde zuschanden. Er blieb ein Tagedieb nach wie vor und überließ es seiner Frau, sich mit dem Buben durchzubringen. Der Fried schob in die Höhe und gab sich rechtschaffen Mühe, seiner Mutter zu Gefallen zu leben. Mit der Zeit sah sie auch ein, was sie an ihm hatte, und sie hörte es gern, wenn der Lehrer Reiz und später der Meister Unverzagt ihn rühmten. Das erste Goldstück, das er in der Stadt verdiente, schickte er ihr. Sie zeigte es mit großem Stolz. Als er nun gar seine Werkstatt bei ihr aufschlug und sie der drückenden Sorge enthob, wurde sie weich wie Butter und sang sein Lied in allen Tonarten.

In dem Schneider Unverzagt hatte der Fried einen Lehrherrn gefunden, der sein Handwerk aus dem ff verstand. Während der Arbeitszeit hielt er unnachlässig darauf, daß jeglicher seine Pflicht erfüllte. Kam aber die Feierstunde, verschwand der strenge Ausdruck aus seinem Gesicht, und er war die Gemütlichkeit selbst. Der Lehrer Reiz, der zu seiner Kundschaft gehörte, hatte ihm erzählt, welch guter Schüler der Fried gewesen sei. Daher glaubte er für die Weiterbildung seines Lehrbuben sorgen zu müssen. Dies tat er freilich nur in der Art, daß er ihm seine Geschichtsbücher zu lesen gab. An dem Tag, da der Fried sein Gesellenstück gemacht hatte, lud er ihn zu einer Lustbarkeit ein. Gegen Abend wanderte eine fröhliche Gesellschaft in den Stadtwald, just bis zu der Stelle, wo der Pfahlgraben, die römische Grenzwehr, den Forst durchquerte. Der Altgeselle legte ein Fäßchen auf, und die Meisterin packte Brot, Schinken und Würste aus. Als die Festimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, stieg Unverzagt auf den Erdwall, sprach vom Schneiderhandwerk im allgemeinen, von dem neugeborenen Gesellen im besonderen und sprang dann ganz unvermittelt auf den Pfahlgraben über, dessen Bedeutung er den Festgenossen klarzumachen suchte. Er selbst sei an der Erforschung dieser merkwürdigen Befestigungslinie auch beteiligt, sofern er bei der Bloßlegung eines Kastells hülfreiche Hand geleistet und allerlei Münzen und Gefäße gefunden habe. Man sollte sich doch einmal vorstellen, wo man hier sei. Vielleicht hätten auf diesem Fleck Erde vor zweitausend Jahren Katten und Römer gekämpft. Er fühle mit Stolz das Blut der alten Katten in seinen Adern rollen, des einzigen deutschen Völkerstammes, der heute noch, da sekhast sei, wo seiner in der Geschichte zuerst erwähnt werde. Die Zuhörerschaft sah mit Bewunderung zu dem gelehrten Schneider hinauf und schrie begeistert: „Er lebe hoch!“ Auf dem Heimweg gaben dem jungen Schneidergesellen die Geister der Katten und Römer das Geleit.

Aus der Enge des Dorfes war der Fried in eine Umgebung gekommen, die seine Entwicklung aufs günstigste beeinflusste. Der Meister Unverzagt hatte seinen Leuten ein für allemal verboten, ihn mit seinem Vater, dem Kalmud, aufzuziehen, so daß er dieserhalb keine Kränkung erfuhr. Dennoch ließen ihn die Gedanken an seine traurige Herkunft nicht los. Zuzeiten konnte er allerdings auch lustig sein. Eines Morgens kam er lachend in die Werkstatt und erzählte, er habe im Traum auf seiner eigenen Hochzeit getanzt, und die Musikanten hätten dabei auf dem Kopf gestanden. Daß die Mariann die Hochzeiterin gewesen, behielt er wohlweislich für sich. Der Altgeselle bemerkte, der Traum bedeute, daß bald jemand in der Familie sterbe. In dem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Bäderphilipp trat herein. Er hatte ein Kälbchen in die Stadt getrieben und brachte die Nachricht vom Unfall der Horlig. „s is Deine Mutter,“ sprach der Meister zu dem erbleichenden Fried, „mach Dich auf und tu Deine Schuldigkeit.“

Mit der Stadt war's nun vorbei. Daheim hatte ihm die Jugendgespielin ihre Zuneigung bewahrt. Er war klug genug, die Schranke zu sehen, die ihn von der Tochter des Dogheimer trennte. Aber dem Liebreiz der Mariann gegen-

über hielt seine Zaghaftigkeit nicht lange stand, und mit der Sorglosigkeit der Jugend, die an den nächsten Tag nicht denkt, gab er sich den Freuden seiner reinen Liebe hin.

Die aus Lehmsteinen erbaute Hütte der Horlig enthielt vier Räume: den Flur auf dem in Ermangelung einer Küche der „Sparherd“ Platz gefunden hatte, die Wohnstube, in der das Bett der Inassin und neuerdings auch die Nähmaschine ihres Buben stand, daneben ein Schlaf, das dem Fried als Schlafkammer diente, endlich den „Bodem“, wo der Kalmud nächtigte, wenn er einmal als Gast erschien. Nach seiner Rückkehr hatte der Fried das schadhafte Strohdach ausbessern und teilweise mit Ziegeln decken lassen. Auch der Verputz des Häuschens war erneuert worden, so daß das Ganze einen freundlichen Eindruck machte. Die Horlig war von Natur „schmuddelig“, dem Fried aber wäre es nicht möglich gewesen, in Unordnung und Schmutz zu schaffen. Die Wohnstube wurde frisch geweißt, abgemuldet oder gar zerbrochenes Hausgerät wurde durch neues ersetzt. Das alles durste der Fried sich leisten, denn er hatte reichlich zu tun und verdiente schönes Geld.

Die Horlig war wieder so weit hergestellt, daß sie auf Stunden das Bett verlassen konnte. Eben hatte sie das Abendessen aufgetragen. Es gab „Stampes“\*) und der Fried langte tüchtig zu, denn er war mit einem schweren Pack beladen, hungrig aus der Stadt gekommen. Als er sich gütlich getan, zündete er seine Pfeife an und blieb noch eine Weile sitzen. Die Horlig räumte den Tisch ab und ließ sich dann auf ihrer Bettstatt nieder. Die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Sohn war unverkennbar. Beide hatten die gleiche Gesichtsbildung, lichtblondes Haar und graublau Augen. Der Fried trug das Schnurrbartchen „neumodisch“ in die Höhe gewirbelt. Die Horlig mit ihren zahnlösen Mund sah bedeutend älter aus, als sie in Wirklichkeit war.

„Was spricht der Unverzagt über seine Frau?“ fragte die Horlig.

„Sie tät's net packen,“ antwortete der Fried.

„Ei was!“

„Seit gest hat sie der Dokter aufgeben.“

„Das is ein harter Schlag für den Mann.“

„Das will ich meinen. Wann ihm die Frau stirbt, gibt er das Geschäft an den Homeier ab und zieht bei seine Tochter nach Niederweisel.“

„Ro, dann schaffst Du für den Homeier.“

„Das is noch die Frag.“

„Warum?“

„Ei, weil's ein Querschelkopf is.“

„Du mußt Dich halt mit ihm vertragen.“

„Das is gewiß, aber he gibt kein Fißelchen aus'm Haus.“

„Dernach arbeitst Du wieder in der Stadt.“

„Und Du?“

„Hoffentlich sein ich bald in der Reiz und kann mir helfen.“

Die Aussicht, seine Mutter völlig genesen zu sehen, schien den Fried keineswegs heiter zu stimmen, denn er blickte mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Orientalische Schwänke.

Von Roda-Roda.

I.

Die Messela.

Zur Zeit des Kalifen Harun-el-Reschid lebte — so schreiben die gelehrten Bücher — zu Bagdad ein junger Mann namens Mohammed ibni Jdris, bin Abbas, bin Osman, bin Schafi aus dem Geschlechte der Abd-el-Menaf, den man später kurzweg Imam'i Schafi nannte. Dieser Imam'i Schafi war ein Hörer des berühmten Mufti Muslim und hatte von seinem greisen Meister gelernt, die Wissenschaft über alles Gut der Erde zu stellen.

Eines Tages wollte Imam'i Schafi baden, doch der Badewärter verwehrete ihm den Eintritt in das Wasser, wenn er nicht zuvor einen Larin bezahle.

Imam'i Schafi suchte in allen Falten des Gürtels, da er aber ein sehr fleißiger Schüler war, fand er nicht einmal einen Dinarbisti, geschweige denn einen Larin vor. — Allein er geriet darum nicht in Verlegenheit.

„Reißt Du was,“ sagte er dem Badewärter, „ich gebe Dir statt

\*) Sauerkraut mit Kartoffeln.

des Larins eine Messela — Deutung des Glaubens —, die mehr wert ist, als eine Kamellast von Edelsteinen.“

Damit zog er ein Beintäschchen mit der Messela hervor. Der Badewärter sah den seltsamen Gast zuerst starr an, dann begann er vor Vergnügen auf einem Bein zu tanzen und gröhnte so laut, daß alle Leute aus dem Wasser herbeiliefen und ihn fragten, was es gebe, damit auch sie mitlachen könnten.

Imam's Schafi erzählte mit ernsther Miene von seinem Vorschlag, und bald tanzten alle Zuhörer, jeder auf einem Bein, um ihn herum und heulten und krümmten sich vor Lachen.

„Für eine Messela will er baden! Für eine Deutung des Glaubens will er baden!“

Imam's Schafi, der ihre Heiterkeit nicht begriff, lehrte mütmütig heim und sagte seinem Meister: „Musfi, Du lehrst uns immer, eine Messela sei wertvoller als die Schätze Persiens — und heute wollte mich ein Badewärter nicht für eine Messela baden lassen!“

Der weise Musfi Muslim ibni Halida zog von seinem Finger einen Ring, den ihm der Kalif selber geschenkt hatte, übergab ihn dem Schüler und sprach: „Geß in den Bazar, wo die Schuhmacher arbeiten, und biete ihnen diesen Ring zum Kaufe an.“

Imam's Schafi, der wieder nicht verstand, ging gehorsam zu den Schuhmachern und hielt den Ring des Kalifen feil.

Die Schuster saßen flüchtig von ihrem Tagewerte auf, schüttelten die Köpfe. „Was ich Dir für den Ring zahlen will?“ sagte einer. „Drei Dinar-bisti zum höchsten und werde auch das bald bereuen.“ „Tu's nicht,“ rief dem ersten ein zweiter, „es ist Glas und Messing. Zwei Dinar-bisti sind schon zuviel.“

„Was fällt Euch ein,“ sprach ein dritter, „für zwei Dinar-bisti bekommt man ein ganzes Glasfenster und eine armdide Messingstange. — Gebt ihm nichts, und jagt ihn mit seinem Ring zum Teufel!“

Imam's Schafi wunderte sich über die Verblendung der Schuster und ging nach Hause, um seinem Meister alles getreulich zu berichten.

Ehe er noch recht fertig war, trat ein reicher Kaufherr ein, der sich wie verzweifelt geberdete. „Oh, Gottesgelehrter,“ rief der Kaufherr den Musfi an, „ich habe vor einem Jahre gelobt, einen Widder mit neun Spannen Hörnern zu opfern, wenn mir Allah einen Sohn bescherte. — Vor einigen Stunden erhielt ich die Nachricht, daß meine Frau eines Sohnes genesen sei, und lief nun den Markt ab, um einen solchen Widder zu finden. Vergeblich. Ich fand keinen, dessen Hörner mehr als eine Spanne mäßen. Gib mir eine Messela, Herr, damit ich durch Deine Deutung des Glaubens dem Horn Allahs entgehe und mein Kind behalte!“

Der Musfi strich gedankenvoll seinen weißen Bart. „Du bist in einer peinlichen Lage, Kaufmann; wenn Du aber tausend Larin zahlst, wird Dich Imam's Schafi, dieser mein Schüler, durch eine Messela daraus befreien.“

Als der Kaufherr vernahm, daß doch noch eine Hilfe möglich sei, atmete er erleichtert auf, zog seinen Beutel und leerte ihn zu Imam's Schafis Füßen. — Darauf erhielt er von dem jungen Gelehrten die Messela: Die Hörner des Widders seien mit der Spanne des neugeborenen Sohnes zu messen.

Der Musfi nickte zustimmend. Als der Kaufherr totschweigend gegangen war, sprach der Musfi zu Imam's Schafi: „Erlernst Du nun den Wert der Dinge? Sie gelten nichts bei denen, die ihrer nicht bedürfen — der Goldring nichts bei den Schustern, die Wissenschaft nichts bei den Badewärtern. — Alles hat seinen Markt.“ —

II.

Rißglück.

Omer ben Sejid, der fromme Dervisch, lehrte auf seiner Wanderschaft bei Hassan-Aga Rahrun ein und wurde aufs beste bewirtet.

Als eine Woche vergangen war, sprach Hassan-Agas Weib zu ihrem Manne: „Herr, sieh' zu, daß Du den Dervisch los wirst — denn wisse, er ist uns arm.“

„Ich kann nicht, Weib!“ rief Hassan-Aga schmerzlich. „Es wäre eine Sünde, dem frommen Pilger die Tür zu weisen.“

Als wieder eine Woche vergangen war, sprach Hassan-Agas Weib abermals zu ihrem Manne: „Herr, sieh' zu, daß Du den Dervisch los wirst; denn wisse, wir haben nichts Eßbares mehr im Hause.“

Nun mußte Hassan wohl oder übel gehorchen. Mit demütiger Miene trat er vor Omer ben Sejid, der im Garten auf dem Rasen saß und über den Wandel der Sterne nachsann.

„Ehrwürdiger Vater,“ sprach Hassan, „tausend Dank, daß Du mein armes Haus mit Deiner beglückenden Gegenwart gesegnet hast. Allein Allahs Wille scheint es zu sein, daß ich die Auszeichnung jetzt anderen gönnen muß — unser letzter Hammel, unsere letzte Dattel sind verzehret.“

Der Gottesmann nickte ernst und antwortete: „Sei es denn! Bede mich morgen mit dem frühesten, damit ich auf meiner heiligen Wallfahrt weiter ziehe.“

Am Morgen, als die Sterne verblaßten, berührte Hassan-Aga Omer ben Sejids Schulter. — „Erwache, Gottesmann, zur Wanderung, der Hahn hat schon gekrät.“

„Wie — du hast noch einen Hahn?“ sprach der Dervisch und — wandte sich auf die andere Seite, um weiter zu schlafen. —

III.

Der Schmalztopf.

Hussein ibn Ragib, der Waldhüter von Kara-Scheher, sah mit ernsther Miene vor seiner Hütte, rauchte seine Pfeife und sonnte den weißen Bart. — Da nahte ihm mit demütigen Geberden der elende Gjour Dimitar Timopoulos und sprach: „Effendüm, genehmige in Deiner Weisheit eine Bitte: Ich habe keinen Span Holz im Hause, und der Winter naht. Laß mich in deinem Walde ein paar Scheite schlagen — Gott erhalte Dich uns viele hundert Jahre!“

Hussein ibn Ragib dachte lange, lange nach und sagte dann: „Du siehst, Gjour — ich habe keine Zeit!“

Dimitar Timopoulos schlich mit Kummer im Herzen hinweg. — Zu Hause klagte er sein Leid dem Nachbar. — Der Nachbar, ein erfahrener Mann und fest im Glauben, lachte dazu.

„Wie kannst Du fröhlich sein, wenn Du Deinen Nächsten in solcher Not siehst?“ fragte Dimitar Timopoulos gereizt.

„Wie sollte ich nicht,“ erwiderte der Nachbar, „da Du so unverständlich bist, vor Hussein ibn Ragib ohne Balkhisch zu erscheinen?“

Dimitar nahm sich die Worte zu Herzen und schlief eine Nacht darüber.

Am Morgen brachte seine Frau ein schönes Lämmchen herbei, das sollte Dimitar zum Waldhüter tragen. — Allein der elende Gjour fand das Geschenk zu kostbar und meinte, ein Schmalztopf täte das auch. Alsbald begann er das Gefäß, einen Schuh hoch, eine Spanne weit, zu füllen. — Doch schon tat ihm wieder wehe, so viel schönes Fett opfern zu müssen, und er ging hin, stampfte nassen Lehm in des Topfes Höhlung und strich darauf nur obenauf eine Schicht Schmalz.

Das Geschenk unter dem Node kam er wieder zu Hussein ibn Ragib. Mit hundert Bücklingen bat er um die Erlaubnis zur Holzung. Einer der Bücklinge war tief genug, um Hussein ibn Ragib die Gabe erblicken zu lassen — Hussein winkte — der Schreiber schrieb den Schein, und Dimitar Timopoulos trollte sich seiner Wege.

Kaum war er aber aus der Türe, als der greise Würdenträger von der gespendeten Speise zu kosten gedachte und so der Falschheit des Elenden gewahr wurde.

„Man hole mir den Gjour zurück . . .!“ befahl er empört. Der Schreiber lief spornstreichs hinter dem Betrüger her und schrie ihm nach: „He — Du! Dimitar Timopoulos! Der Herr ruft Dich — Dein Erlaubnischein ist nicht ganz richtig!“

„Macht nichts,“ antwortete gemächlich der Schurke, „das Schmalz ist's ja auch nicht“ und verschwand mit flinken Schritten um die Ecke nach dem Walde zu. —

Kleines feuilleton.

— Hannibals griechischer Sprachmeister. Der „Frank. Ztg.“ wird geschrieben: Immer merkwürdiger und interessanter werden die Kunde griechischer Papyri im egyptischen Nubien. In dem soeben erschienenen „Hermes“ (1908, I) veröffentlicht der Hallemer, früher Würzburger, Historiker und Herausgeber des Archivs für Papyruskunde usw. Ulrich Wilken eine Abhandlung von 40 Seiten über ein im Besitz der Würzburger Papyrusammlung befindliches Fragment, dessen Ankauf durch die Stiftung des Würzburger Mathematikers Prof. Dr. Prym ermöglicht worden ist. Dieses griechische Fragment ist von außerordentlicher Wichtigkeit, so daß man Wilkens Ausspruch, es sei ihm schwer geworden, kein Buch darüber zu schreiben, wohl begreifen kann. Es enthält die Schilderung einer Seeschlacht im zweiten punischen Kriege, in der die mit den Römern verbündeten Massiloten (Marjelle) durch ihre Seetaktik den Sieg der römischen Flotte über die Karthager ermöglichten. Nach der auf der Rückseite des Papyrus erhaltenen Aufschrift rührt das Fragment aus dem „Vierten Buche der Bücher von den Taten des Hannibal“ von Sojlos her, welcher der griechische Lehrer, Sekretär und Kampfgenosse Hannibals war und den zweiten punischen Krieg im Hannibalschen Lager mitgemacht hat. Wilkens Auffatz hat alles Wichtige aus dem aus 40 Fehlen mühsam zusammengefügten, in der späteren Ptolemäerzeit, so um 100 vor Chr., geschriebenen Papyrus herausgeholt, den Wilken vielfach ergänzt hat. Die erste und vierte Kolonne sind nur dürftige Reste, die dritte und vierte haben zusammen ungefähr 70 Zeilen von 15 bis 20 Buchstaben. Einiges aus Wilkens auf ausführlichen gelehrten Deduktionen beruhenden Resultaten soll kurz wiederholt werden: Sojlos, ein peloponnesischer Grieche, ist bei Polybios, Cornelius Nepos und Diodor als Historiker genannt. Das nunmehr gefundene, aus seinen 7 Büchern allein erhaltene Fragment stellt Sojlos als ernsther zu nehmenden Historiker hin, als man nach einem sehr abprechenden Urteil des Polybios über ihn erwarten durfte. Als Grieche kann er die Niederlage der Karthager, auf deren Seite er kämpft, um so leichter zugeben, als ja seine Landsleute, die griechischen Massiloten, durch einen Gegenzug gegen eine gewisse phönizische Taktik den Sieg herbeigeführt haben. Die Gegentaktik gegen einen simulierten Frontalangriff, Hindurchfahren durch die feindlichen Schiffe, Flankenangriff nach vollzogener Wendung hatten die Massiloten aus früheren Jahrhunderten in Erinnerung, wie Herakleides von Mylassa sie in der Schlacht von Artemision gegen die Perser angewandt hatte, indem er hinter der

ersten Schiffsfront in gewisser Entfernung eine kampfbereite Reservereitere aufgestellt hatte —, so daß das Sophos-Fragment auch noch Licht auf die Schlacht von Artemision vom Jahre 480 v. Chr. wirft, ohne sich allerdings mit der Herodotischen Schilderung gut vereinigen zu lassen. —

**Theater.**

**Schiller-Theater. Königsglaube.** Ein biblisches Drama in fünf Aufzügen von Hermann Stodte. — „Das Erstlingswerk eines bisher noch wenig bekannten Dichters“, heißt es in der biographischen Notiz des Schiller-Theaterzettels; der Verfasser steht in der Mitte der dreißiger und hat vor ungefähr zehn Jahren ein Bündchen Lyrik publiziert. Die Vergessenheit, deren sich die Poesien erfreuen, scheint nach den mitgetheilten Proben wohlverdient. Klanglos wird auch dies Drama, das mit dem üblichen Premiereneifall aufgenommen wurde, zur Schattenwelt hinuntergleiten. Es ist von jener Art, in der junge Leute, aus unbestimmter Lust an dem Pathetischen, ohne jede andere innere Notigung, Tragödien zu schreiben pflegen, und mag so manches Jahr ruhig im Pulle geschlummert haben. Ganz schwungvoll in der Sprache, deren rhythmisch bewegte, in kurzen Sätzen vorwärts eilende Prosa etwa an den Stil der Fittger'schen „Herr“ erinnert, ganz geschickt und äußerlich theaterwirksam in seinem Szenenbau, sorgfältig nach den Regeln von Freitag's „Technik des Dramas“ gearbeitet — verrät das Stück, wenn man es rein als Übung jugendlich dramatischen Talentdranges betrachtet, gewiß formales Talent. Die meisten solcher Versuche fallen sehr viel übler aus. Aber das ist ein schlechter Trost, wenn man fünf Akte lang sich immer wieder fragen muß, was eigentlich die ganze Sache einen angeht.

Wohl in dem dunklen Gefühl, daß die ehrgeizigen Nadamontaden und der „Königsglaube“ seines Heldenjünglings Adonia nur mäßig interessieren, hat der Autor dem Drama eine weitere Perspektive geben wollen, indem er diesem Fanatiker des Kriegsrühms Salomon, den älteren Sohn Davids, als Repräsentanten zukunftsreicher Friedensideen gegenüberstellte. Der Sturz Adonias soll zugleich etwas wie den Anbruch einer neuen glücklicheren Epoche bedeuten. Indes all dies bleibt blaß, abstrakt und ohne Kraft der Anschauung und wird am Schlusse völlig von grotesk verzierten Deklamationen überdönt.

Am besten sind die Szenen in dem Krankengemach Davids und dem Vorhofe des Tempels, wo der König verländet, wer von den beiden Söhnen ihm auf dem Throne folgen soll. Das Herz zieht ihm zu dem Jüngsten, in dem er seine eigene entschuldete Jugend mit ihrem Feuer, ihrem wilden Kampfungestimm wieder erkennt. Aber die klugen Reden Salomons, der das Reich nicht durch Schlachten, sondern im Frieden festigen will, ändern den Entschluß. Wie eine Offenbarung klingen ihm die Worte. Hier in diesem Gespräche taucht manch feinerer Zug der Kontreinstimmung dieser beiden Charaktere auf. Stürmisch bringt Adonia in das stille Gemach, vom Jauchzen des Volkes begleitet. Er fühlt sich als der von Jehova zum Herrschen auserlesene und brennt darauf, an der Spitze des Heeres die übermächtigen Philister zu bekriegen. Die freundlichen Worte Davids deutet er als Zeichen, daß sich sein kühner Traum erfüllen soll. Als der König nach neuen Huld- und Liebesbeweisen aber dennoch nicht ihn, sondern den Bruder in dem Tempel als Erben der Macht erklärt, rast Adonia in wildem Zorn, droht das geliebte Mädchen, das David ihm zur Gattin darbot, niederzustoßen, klagt den Vater geheimer Blutschuld an und — zieht dann mit einem väterlichen Fluch, sonst aber nicht im mindesten gehindert als Führer der Truppen gegen den Feind ins Feld.

Schon denkt er, von dem bösen Feldhauptmann angereizt, nach erungernem Siege Jerusalem zu erobern, da erscheint die Geliebte im Lager und bringt ihm Kunde, daß David im Sterben liegt. Sein Sinn wird weich, so sehr, daß er der Holden sogar den Meuchelmord, den sie gegen Salomon plante, ernstlich verbietet. Waffenlos begibt er sich mit ihr zur Stadt, den Vater um Vergebung zu bitten. Er findet ihn tot, der Bruder trägt die Krone. Adonias Königsglaube hat auch das Mädchen angesteckt. Sie will sich für ihn opfern, und als er darüber gerührt, sich plötzlich für die Liebe, die keines Throns zur Seligkeit bedarf, entzündet — ersticht sie sich, damit er seinem inneren Veruf nicht untreu werde! Sofort ist auch Adonia wieder ganz der Alte und verlangt, pochend auf sein göttliches Recht, das Szepter Davids. Ein Langentisch streckt ihn zu Boden und Salomon hält dem Gefallenen die Leichenrede.

Die Aufführung, von stimmungsvollem Dekorationsgeschmack unterstützt, bot in den Hauptrollen, in die sich Pategg (König David), Biegel (Salomon) und Paesche (Adonia) teilten, tüchtige Leistungen. Wenig erfreulich war Fräulein Holms in der Figur der Geliebten. Sie multiplizierte noch die innere Unwahrscheinlichkeit der Rolle. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— **Schlummernde Samen.** Man beobachtet häufig, daß mit einer plötzlich eintretenden Veränderung einer Bodenoberfläche rasch auch die Eigenart ihrer Pflanzendecke wechselt, und daß dort Arten auftreten, die früher niemals an derselben Stelle gesehen wurden. Während die meisten Landwirte und Forst-

männer, wie auch manche Gelehrte, z. B. der französische Botaniker Poisson, geneigt sind, solche Erscheinungen eines neuen Pflanzenteppichs darauf zurückzuführen, daß der Boden die Früchte, Samen, Wurzel, Zwiebeln, Knollen einer früheren Pflanzendecke lange Zeit hindurch im keim- oder wachstumfähigen Zustand bewahre, auch dann, wenn inzwischen diese Pflanzen von einer neuen, anders gearteten oder anders zusammengesetzten Pflanzendecke überwuchert worden sind, haben die meisten Botaniker ein so langes Erhaltenbleiben der Keimkraft der Samen bezweifelt und einfach ein Einwandern der Pflanzen aus der Umgebung angenommen. Man wies insbesondere darauf hin, daß die behaupteten Keimungsfolge mit Mumienweizen sich als Täuschung herausgestellt hätten. Dagegen hatte aber wiederum Th. von Heldreich am Berge Laurion in Attika die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß dort nach dem Wegschaffen des seit dem Altertum lagernden drei Meter mächtigen Bergwerksschuttes ein Glaucium (Hornmoß), das bis dahin unbekannt geblieben war, und zugleich mit ihm in Menge die in Attika vorher nicht gefundene Silene Juvenalis Del. (Keimkraut oder Klebweife) auftrat. Sollte man wirklich das Erscheinen jener Pflanzen auf die Erhaltung entwicklungsfähiger Keime aus dem Altertum zurückführen? Wie in der volkstümlich-wissenschaftlichen Rundschau „Der Stein der Weisen“ ausgeführt wird, hat neuerdings der französische Gelehrte Fliche eine interessante Beobachtung gemacht, die sich auf eine südeuropäische Wolfsmilchart, die Euphorbia lathyris L., bezieht. Diese Pflanze ist in Frankreich nirgends einheimisch. Im Jahre 1872 waren die Botaniker von Ranch überrascht, als sie die Wolfsmilch massenhaft in üppiger Blüte an einem Orte fanden, wo man sie noch niemals angetroffen hatte, nämlich in einem zweijährigen Holzschlage des großen Waldes von Hage im Canton Petite-Malpierre. Im Jahre 1874 war sie in diesem nunmehr vier Jahre alten Schlage vollständig verschwunden, bildete aber förmliche Dickichte in einem jetzt zweijährigen Schlage, während man in einem dreijährigen Schlage nur vereinzelte Stöcke antraf. Fliche zweifelte nicht daran, daß das allmähliche Verschwinden der Pflanzen auf den Einfluß des aufwachsenden Waldes und nicht etwa auf eine minderwertige Beschaffenheit der Samen zurückzuführen sei. Um aber völlige Gewißheit zu erlangen, machte er an Ort und Stelle durch Abholzung einschlägige Versuche, welche seine Vermutungen völlig bestätigten. Da der Fundort von Malpierre von menschlichen Niederlassungen und bebauten Gebieten gegenwärtig sehr weit entfernt ist, kann man das massenweise Auftreten der Wolfsmilch nicht auf das Einschleppen von Samen zurückführen. Vor ungefähr 40 Jahren hat man in dieser Gegend die Ueberreste großer gallorömischer Eisenhütten entdeckt. Nun bezeugt Plinius, daß die Römer der Kaiserzeit die Euphorbia lathyris als Heilpflanze benutzten. Fliche hält es daher nicht nur für wahrscheinlich, sondern für gewiß, daß die Pflanze von den Bewohnern der gallorömischen Niederlassung in die dortige Gegend eingeführt worden ist, daß sie sich erhalten hat, als der Wald von dem Boden Besitz ergriff, und daß ihre Samen, bevor regelmäßige Abholzungen stattfanden, lange Zeiten hindurch im Zustande des „verlangsamten Lebens“ im Erdboden lag. —

**Notizen.**

— Wie der „V. C.“ aus München erfährt, dürfte nächster Tage Hermann Wahrs Vertrag mit dem Hoftheater im Einverständnis beider Teile gelöst werden. —

— Im Lessing-Theater wird Ibsens „Rosmersholm“ neu einstudiert. Die Vorstellung ist auf Mittwoch, den 31. Januar angelegt. —

— Frank Bedekind ist als Schauspieler für das „Deutsche Theater“ verpflichtet worden. —

— Einem Stuttgarter Regierungsbauführer ist eine eigenartige Neuerung patentiert worden: „Um bei Opern und sonstigen Gesangsvorträgen den Kunstgenuss zu erhöhen, soll mittels eines Projektionsapparates der gesungene Text fortlaufend in scharfer, aber den Zuschauer nicht störender Schrift auf die die Bühnenöffnung nach oben abschließende Kulisse projiziert werden.“ —

— Böcklins Gemälde „Gotenzug“ ist von der Gottfried Keller-Stiftung angekauft und der öffentlichen Kunstsammlung in Basel zugewiesen worden. —

— Ein großes Porträtwerk werden die Firmen Ward und Cassirer herausgeben. Die Redaktion besorgt Direktor Eschudi. Die einzelnen Hefte werden jedesmal eine Epoche des Porträts umfassen. Das erste Heft, welches das englische Porträt im achtzehnten Jahrhundert behandelt, erscheint in den nächsten Wochen. —

— Deutsch. Aus einem Urteil des Reichsgerichts vom Oktober 1905: „Der Klägerin steht für den von ihr erhobenen, auf Ertrag des ihr aus der durch den feuchten, ungesunden Zustand des ihr als Lehrerin an der öffentlichen Volksschule angewiesenen Dienstwohnung verursachten Erkrankung, welche ihre Pensionierung herbeigeführt hat, erwachsenen Vermögensschadens gerichteten Anspruch zwar nicht § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, wohl aber der § 618 dieses Gesetzbuchs zur Seite.“ —